

Vom Wesen der Bauernstube

Autor(en): **Blum, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 18

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

See, der hohe Kirchturm — und plötzlich bist du in Ascona, in diesem merkwürdigen Fleck Erde, der als Malerort berühmt, als Kurort weltbekannt und als Lido verlästert ist.

Heute ist Ascona verschweizert. Die Großen der Erde, die einst hier wanderten und ruhten, und infognito in den Cafés saßen, sind längst in gefahrvollere Gegenden verschlagen; die gescheiterten Köpfe, Dichter und Schriftsteller und Gelehrte, sind größtenteils vom Schicksal vertrieben worden. Eine alte Engländerin vertritt das Empire; ein asiatisches Gesicht, gelb und etwas platt taucht noch auf, und das dritte Reich ist mit einigen Exemplaren vertreten. Aber Trumpf ist Züritütsch und Baslerdütsch. Und Trumpf sind Radler und Radlerinnen; die eleganten Limousinen sind restlos verschwunden. Die braven Ostschweizer aber sitzen nun an den Marmortischen und warten auf das berühmte Sodom und Gomorrha. In Filzhüten, so warten sie bei 30 Grad im Schatten, und sind enttäuscht, daß nicht Adam und Eva und die Schlange zusammen sich vor ihnen produzieren. Es ist nichts damit. Draußen im Lido, auf dem weißen Strich Sandes und im lichten Grün des aufgelockerten Waldes kämen sie dem Paradies etwas näher, aber soweit hinaus wagen sie sich nicht. So sitzen sie an den Tischen und begnügen sich, die kurzen Höschen und die langen Hosen der jungen Damen zu beäugeln, die Stirne kraus zu ziehen über die feuerroten Mäulchen und Krälleli oben und unten, über die dicken Klumpfüße, moderne Schuhe genannt, über die riesigen Sonnenstrohhüte und die Zigaretten und allerlei anderes, das in Binz am Büchel nicht alle Tage zu sehen ist. Aber sie können nichts dagegen tun, daß ihre Töchter andern tags auch so einen Riesenhut kaufen und sich rote Krälleli zulegen.

1942 ist auch das Buchlädeli geworden, in dem

man vor 2 Jahren noch alle verbotene Literatur des Kontinents durchblättern konnte. Auch hier ist Vorsicht die Mutter der Weisheit geworden! „Gute Schriften“ sind harmloser. Auch noch locken in allen Auslagen die Früchte des Sommers, die Früchte einer gesegneten Erde: Melonen, Feigen, Tomaten, Obst aller Arten; all die gebrannten und gemalten Andenken, der ganze Zauber dieses seltsamen Dorfes, in dem sich zwei Welten treffen.

Es kann passieren, daß man sie wahrhaftig beieinander sieht. Dann, wenn aus dem engen Platz vor der Kirche, wo das Scharlach und Gold einer Prozession sich sammelt und zu Orgelklang die Litaneien singen, wenn dann in langem Zug die wirklichen Asconeser durch die Gassen ziehen und nun, die Musik an der Spitze, der schweigende Zug feierlich durch die Enge der Lasterallee gewandelt kommt — die Geistlichkeit im Ornat, weiße Kinder und Jungfrauen und eine stumme Menge alter Weiblein in schwarzem Kleid und schwarzem Kopftuch, alte abgewerkte Männer und wieder Kinder, die schnell aus einem Torbogen herauspringen, um im Zuge der Gläubigen mit dabei zu sein. Aus den Restaurants und Patisseries aber, aus Läden und Gaststätten tritt die farbige Menge, in den offenen Cafés erhebt sich alles, die ganze große Schar der Gäste in der bunten Farbigkeit, aller sommerlichen und sommerlichsten Kostüme. Kein Blick aus dem stummen Zug fällt auf die „Fremden“, schweigend wandelt er vorüber, und stumm und still lassen die Gäste die fromme Pilgerschaft vorüberziehen. Und sind doch beides Eidgenossen und Brüder desselben Landes.

Über beiden aber leuchtet die Sonne, und um beide spielen die ewigblauen Wellen des Langensees wie seit Urzeiten.

Kaspar Freuler.

Vom Wesen der Bauernstube

Zu jener Zeit, da die Stadtleute unsere Landbevölkerung gelegentlich mit dem Titel „Buurefeusi“ beglückten, trachtete diese begreiflicherweise lebhaft danach, weniger „püürsch“ zu wirken. Die Bauernsamen nahm feinere Lebensformen an, kleidete sich à la mode und umgab sich mit städti-

schen Produkten. Da zog leider auch der städtische Ritsch in die Landschaft ein und zeitigte seinen unschönen Niederschlag. Und die guten Leutchen, die sich ihrer simplen Tannenmöbel schämten, überluden jetzt ihre Stuben mit jenem greulichen Plunder, den wir alle vom Schandpfahl der

Landi kennen. Wer hat nicht schon in eine solche Bauernstube geblickt, wo basarartig allerlei Raritäten aus den Trödeläden des Niederdorfes ausgestellt werden, zusammen mit herausgeschossenen Kilbiherrlichkeiten? Da sprangen in schnörkeligen Vasen bunte Papierblumen, da liegen auf dem ächzenden Sopha samtene Kissen mit aufgedruckten Mondscheinnächten. An den Wänden hängen knallige Landschaften, gestickte Bibelsprüche, Lorbeerkränze vom Schützenfest, und unter Glas und Rahmen die abgeschnittenen Zöpfe einer toten Tochter. Wir schütteln den Kopf und ärgern uns über so viel schlechten Geschmack. Aber wir sollten höchstens verständnisvoll lächeln. Dieser naive, offensichtliche Kitsch ist nicht der schlimmste; denn er drückt Gemüt aus, ja achtenswerte Gefühle. Das Mittel ist zwar schlecht — gut aber das, was es uns kündigt: die Bibelsprüche verraten Religiosität, die Totenhaare zärtliches Gedenken, die Schützenkränze eidgenössische Nationaltugend, die Rütli Schwüre über dem Kanapee patriotische Gesinnung. Und wenn eine Kute hinterm Spiegel steckt, wenn gar noch eine Hausbibel auf dem Wandbrett liegt, dann sind auch die Erziehungsmethoden dieses Hauses unanfechtbar, stützen sie sich doch auf die erprobten Lehren Salomos: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es bald!“

Wahrlich, diese liebenswürdigen, gefühlsvollen Kitschblüten von gestern brauchen uns nicht in den Harnisch zu bringen! Sie sind vollkommen schadlos und ungefährlich. Denn sie sind bereits stark im Aussterben begriffen. Kein modernes Bautpaar erwärmt sich heute mehr für den Klimbim drittrangiger Trödeläden. Niemand hängt heute mehr Totenhaare übers Kanapee. Auch alle die geschnitzten, gemalten und bedruckten Reiseandenken mit Inschrift „Grüß aus ...“ werden seltener. Bibelsprüche und zärtliche Trophäen sind ausrangiert. Wir leben ja in einem strengen, heroischen Zeitalter und weichen mit unserer Vorliebe für moderne Sachlichkeit gewaltig ab vom viktorianischen Firlelfanz der ehrenwerten Altvorden.

Aber es gibt auch — leider, leider — eine moderne Kitschigkeit. Und wo immer eine Bauernstube — um uns an diese zu halten — allzu modern wirkt, taucht der Verdacht nach Kit-

schigkeit auf. Diese fällt uns selten sofort in die Augen. O nein, sie ist vielmehr geschickt getarnt. Sagen wir es grad heraus: Kitschig ist und bleibt jede Bauernstube, die nicht ins Bauernhaus paßt, die mit städtischer, unbäuerlicher Pseudo-Eleganz ganz und gar aus dem ländlichen Rahmen fällt, die keine persönliche Note aufweist, sondern als Serienstube nach Schema hergestellt wurde.

Es ist die Durchschnittsstube unserer Tage. Jeder von uns kennt sie zur Genüge. Ihre Möbel sind selbstverständlich hochglanzpoliert, das breite englische Büfett verschlingt sehr viel Raum. Der Tisch in der Zimmermitte steht auf einem Boucléteppich aus dem Warenhaus. Er ist mit einer Decke „Made in Japan“ verziert und mit einer Warenhauslampe beschirmt. Diese war bis vor kurzem aus roter, unten ausgefranseter Seide, heute aus blumenstraußbemaltem Pergament. Diwan und Stühle sind mit Plüsch überzogen. Ein moderner Fauteuil, ein Palmständer und ein Ziertischlein mit Radio sind unentbehrlich. Die Wände zieren sehr farbige Landschaftsbilder und Früchtestilleben. Die Vorhänge sind aus Tüll und Seide. Die Kute hinterm Spiegel ist verschwunden, auch eine Hausbibel liegt nicht herum. Der einzige Trost, den eine solche „Bauernstube“ uns bietet, ist das Wissen, daß kein Bauer sie ersonnen hat! Sie kam aus der Stadt — und sie wird ganz bestimmt ihre alten Tage wieder in der Stadt beschließen. Denn es hat in unserem Lande ein erfreuliches Windlein gegen alles Unechte eingesetzt: wir schämen uns nicht mehr, „püürsch“ zu sein und „püürsch“ zu leben.

Im Gegensatz zur hochglanzpolierten Stadtwohnung erobert sich nun der „Heimatstil“ die Herzen vieler junger Ehepaare. Allein, auch hier droht wieder die Gefahr kitschigen Schematisierens. „Heimatstil“ jener Sorte zum Beispiel, die ebenfalls serienweise in der Fabrik hergestellt wird, wirkt verdächtig. Schon das Wort allein gibt zu denken, insofern, als „Stil“ gewöhnlich den Ausdruck einer Zeitepoche bedeutet, der Begriff „Heimat“ aber nicht zeitlich, sondern räumlich und geistig zu erfassen ist. Alle Stile gehen vorüber, sind Modesache. Die Heimat aber, die „ewige Heimat“, soll Zeiten und Stile überdauern.

Jene Art „Heimatstil“, sagen wir lieber, jene

Art ländlicher Möbel, wie sie das Schweizer Heimatwerk entwirft, wie wenige geschulte Schreiner sie in liebevoller Handwerksarbeit ausführen, dürfen den Anspruch erheben, ganz wahr, ganz echt zu sein. Denn ihre Schöpfer holten sich das Vorbild in den Bauernhäusern stiller Täler und einsamer Gegenden, wo das Volk bewußt und stolz am Alten hängen blieb. Wer sich einmal die Mühe nimmt, in abgelegenen Landschaften die Bauernhäuser nicht nur von außen, sondern auch von innen anzusehen, dem gehen urplötzlich die Augen auf über das bedeutsame Wesen einer wirklichen Bauernstube. Hier ist alles erprobte, praktische und wahrhaft-schöne Überlieferung. Die unpolierten, oft rohtannenen oder dann mattfirnisbäumenden Möbel trohen den nassen, schmutzigen Kinderhänden, den Anschlägen und dem Staub. Die Raumverteilung ist äußerst sinnvoll. Der Tisch steht immer in einer Ecke, ist von einer rechtwinkligen Fensterbank und von einigen Stabellen umgeben. Der Brauch, den Tisch in die Zimmermitte zu rücken, entstammt den städtischen Herrschaftshäusern, in welchen ein befrachter „Jean“ die Speisen servierte. Wer aber keinen „Jean“ braucht, wer auf ein ausgesprochenes Speisezimmer zugunsten einer wirklichen Wohnstube verzichtet, der zieht den Es- und Arbeitstisch im Winkel vor, damit in der Zimmermitte recht viel Raum für die spielenden Kinder und arbeitenden Erwachsenen frei wird. Und je weniger anmaßende, große Möbelstücke in einer solchen Stube stehen, um so traulicher wirkt sie. Statt des englischen Büfetts finden wir den eingebauten Buffertkasten, oft auch nur einen Wandschrank. Vor dem Backofen steht ein kleines Ruhebett, vielleicht auch eine Truhe. Im Samnaun sah ich noch etwas besonders Praktisches: die

Fensterbank trug unterm Sitzbrett etliche handliche Schublade, in welche Flickzeug, Wäsche und mancherlei Gebrauchsgegenstände ordentlich versorgt werden konnten.

Eine solche Bauernstube, die sich auf eingebaute Kästen und bescheidene Kleinmöbel beschränkt, weist einen doppelten Vorzug auf: sie kommt billig zu stehen und schafft den nötigen Platz für Wiege, Spielgatter, Spinnrad, ja Webstuhl. Darum ist sie im besten Sinne das, was man von einer Bauernstube erwarten darf: Gebrauch, Kinderzimmer, Arbeitsbutik und Ruhemach. Und ihr Wesen ist ein sinnvolles, demokratisches, darum, weil ihre vier schützenden Wände in schöner Eintracht Meistersleute und Gesinde umschließen. Sie ist das heimelige Zentrum des Bauernhauses.

Und wohl diesem Zentrum, wenn eine geschickte Bauernfrau es lieblich auszuschnücken weiß mit schönen, echten Dingen, als da sind: handgewobene Stoffe, Kissen mit Bündner Kreuzstickereien, einfache Keramikstücke, gußeiserne oder hölzerne Kerzenhalter, Nestentepiche und gute Kunstdrucke schweizerischer Meister wie Hodler, Anker, Amiet, Burri! Und wenn dann auch hier wieder eine alte, ledergebundene Hausbibel auf dem Wandbrett liegt, wenn blühende Geranien auf den Simsien prangen und dahinter ebenso blühende Trachtenfrauen handarbeiten, dann wissen wir: in dieser Stube wirken Schönheitssinn und gute Sitten segensreich zusammen. Sie ist die heimelige Stätte einer leiblich und seelisch gesunden Schweizer Bauernfamilie, die es nicht nötig hat, mit Hochglanz, Seide und faulen Polstern eine innere Armut zu verdecken.

Ruth Blum.

Ein Sommertag

Ein Sommertag — ich bin allein.
In jungen Linden, die noch furchtsam sind
Spielt lose tändelnd der Morgenwind,
Und blaue Ruhe stürzt in mich hinein.

Ich liege zwischen Mohn und wildem Wein
Und sehe einen Felsgrat in der Sonne glimmen.
Ich weiß, Du wirst ihn eben jetzt erklimmen,
Und meine Seele möchte eine Schwalbe sein.

Cécile Lauber